

## Lob der Schwerkraft

Er gilt als der literarischste Autor des zeitgenössischen Italien; einer von vier oder fünf aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die bleiben würden. Der 69jährige hat jetzt, nach eigenem Bekunden, das letzte Buch – sein letztes Wort? – vorgelegt. Es ist wie der besondere Film, den das Fernsehen am späten Abend zeigt. Sein Titel: „Fata Morgana“. Zwar wird es ‘Roman’ genannt; enthält aber einen fantastischen Bericht, der auf raffinierte Weise erzählt, warum es mit dem Erzählen ein Ende hat: „die Wörter haben sich vor dem Schreibenden zurückgezogen“. Doch mit diesem Schlusswort von Gianni Celati hört nichts auf. Er ist lediglich in der Geschichte des Verstummens angekommen, die die Rhetorik der Moderne von Chateaubriand über Baudelaire, Mallarmé, Hugo v. Hoffmannsthal, Beckett, Celan („Die Sprache, die Sprache, wirf sie weg, dann hast du sie wieder“), von Handke bis Derrida wie ihren Schatten begleitet.

Doch wer darüber einen Roman schreiben will, muss, was sich der Sagbarkeit entzieht, gleichwohl sagbar machen. Celatis Erzähler greift dazu auf einen vielsagenden Schauraum zurück, in dem eine Menge kultureller Eintragungen flimmern: die Wüste. Und aus ihrer Ortlosigkeit lässt er, wie eine „Fata Morgana“, ein ‘Nirgendwo’, eine Utopie aufsteigen. Sie lebt seit eh und je davon, dass die Welt besser sein könnte als sie ist. Auch Celati setzt hier an. Doch was haben vierhundert Jahre Glauben an den „Vater des Logos“ (E. Jabès) gebracht? Die späte Moderne wolltezuletzt nur noch seine diktatorischen Neigungen erkennen. Und auf diesem Boden sollte sie erneuerbar sein? Allenfalls als ‘wüste’ Utopie, gibt Celati zu verstehen, die ihr ursprüngliches Projekt auf den Kopf stellt. Das heißt: die stets vorrätigen Lebensschadensberichte sehen in der Vollendung der ‘unvollendeten Vernunft’ nicht mehr die Lösung, sondern die Ursache des Problems.

Celati hat darüber einen phantastischen Kampf der Kulturen inszeniert. Schauplatz ist Gamuna-Valley, ein verlorener Außenposten des Lebens in einer endlosen Wüstengegend. Der Ort wurde von seinen Einwohnern seit längerem spurlos verlassen. Unerbittlich hatte die Natur begonnen, sich organisch zurückzuholen, was die Zivilisation ihr abgenommen hatte. Sand wanderte durch die kaputten Fenster und Türen in die Häuser ein; Unkraut, Büsche, Bäume haben darin Platz genommen; der Putz fällt von den Wänden; die Dächer sind undicht; die Autos am Straßenrand verrottet: ein Unort im freien Verfall.

Verfall? Es kommt auf die Betrachtung an. Denn die Gamuna, die hier eines Tages ebenso spurlos aufgetaucht sind, fanden diese Unordnung vollkommen in Ordnung. Doch Welch ein Leben kann aus solchen Ruinen noch blühen? Hier beginnt die hintersinnige, beunruhigende Faszination dieser Geschichte: die Gamuna stellen die Welt auf den Kopf: sie lassen sich, umfassend, fallen. Nur notdürftig – im Sinne des Substantivs – halten sie ein ziviles Minimum aufrecht. Damit erscheinen sie als Primitive, die alles, was sie bewegt, nach unten zieht. Denn ihre Weltanschauung ist umstürzend anders: Erdanschauung. Der „bleischwere Zauber der Erde“ hat

es ihnen angetan.

Willig gehen sie in den Veränderungen auf, die die Natur an ihnen vollzieht. Darauf sind ihre Riten abgestimmt. Die Jungen werden in einer Art Jugendweihe mit Exkrementen getauft; die Toten auf dem Katheder der ehemaligen Schule aufgebahrt, bis sie verwesen und die Fliegen kommen, Zeichen dafür, dass sich die Körper verflüchtigen und eins werden mit dem „Wesen des großen Atems“, dem Wind, der aus der Wüste kommt und die Verlockungen weckt, die „im Körper nisten“. Die wollüstigen Frauen mit dem ‘scheelen Blick einer Eule’ und üppigem Busen bringen die männlichen Wesen – sie könnten von Giacometti stammen – zur Raserei. Früher endeten die Bestattungsfeste in einer allgemeinen Kopulation. Doch auch in Gamuna-Valley gibt es Fortschritt. Der Erzähler lässt die Männer aus ihrer Begehrlichkeit einen geradezu postmodernen Schluss ziehen. Selbst das Wenige, von dem sie glauben, dass aus ihm etwas Höheres, Mächtigeres spricht: die Wüste hat sie gelehrt, dass alles nur Luftspiegelungen, Halluzinationen sind, die von der großen Entropie ablenken. Was bringt es, ihnen nachzulaufen? Allenfalls Spuren im Sand.

Die Gamuna sind darüber zu Artisten der Erkenntniskritik geworden. Ihre einzig zulässige Wahrheit ist, keine einzig zulässige Wahrheit zuzulassen. Deshalb pflegen sie einen sorgsamem Umgang mit der Lüge. Und: sie üben sich in der Kunst, die Zeit zu verlieren. Dadurch kommen sie dem Rhythmus der Erde näher. Selbst ihre Sprache hat sich dieser Entselbstung angepasst. Sie wird vom Morgen zum Abend anders und weniger; nachts spricht man nur noch „mit geschlossenem Mund“.

Die Gamuna könnten also nach ihrer - bizarren - Façon selig werden, würden Utopien nicht erfunden, um entdeckt zu werden. Die dort, die Zivilisierten, sollten auf die hier, die Unzivilisierten reagieren. Darin liegt Celatis List der Utopie. Wen es jemals nach Gamuna-Valley verschlagen hat, den bedrückt das Leben dort wie ein Alptraum an Trostlosigkeit und Trübsinn. Kann man auf diese Primitiven anders als primitiv reagieren? Und so kommen sie gelegentlich am Wochenende, um die Eingeborenen von ihren Hubschraubern aus abzuschießen; holen sich Frauen für ihre Bordelle; wollen sie gar alle ausrotten, weil in ihrer Gegend Bodenschätze vorkommen sollen - empörende kolonialistische Menschenverachtung. Doch gerade dadurch tritt das Unzivilisierte heraus, das den Zivilisierten eigen ist. Sie sind ihrerseits, wie die Gamuna, von Halluzinationen befallen; nur dass sie es nicht wahrhaben. Deshalb ihre barbarischen Entladungen. Das Vernünftige ist eben nur eine Insel in einem Meer von Leidenschaften.

Einem ist diese Verblendung allerdings aufgegangen: dem Erzähler. Er sitzt an einem abgelegenen Ort in der Normandie. Vor ihm liegen die Aufzeichnungen eines orientalischen Anthropologen, seinem Studienfreund; die Berichte eines argentinischen Ethnologen und die Tagebücher einer vietnamesischen Krankenschwester. Alle hatten versucht, die Abwärtsbewegung

im Leben der Gamuna auszuhalten und zu begreifen: vergeblich. Jetzt bemüht sich der Erzähler, aus der Distanz zu verstehen, was sie aus der Nähe nicht begreifen konnten. Er zieht alle diskursiven Register. Doch was helfen ihm die Leitfaden von Kolonialchronik, Reisetagebuch, Kulturgeschichtsschreibung, Völkerkunde, Utopie, Gullivers Reisen? Am Ende gibt er auf. Das Leben der Gamuna ist in keine zivilisierte Form zu bringen. Es gibt Dinge, die über ihren Verstand gehen. Mehr noch: „der Schreibende“ beginnt zu ahnen, dass auch er nur mit kultivierten Halluzinationen hantiert - dies aber bisher nicht begriffen hat. Deshalb könnte sich auch unter ihm auch ein Abgrund des Barbarischen öffnen.

Folgerichtig wendet sich „der Schreibende“ zuletzt seinem eigenen Schreiben zu. Einen geordneten Bericht wollte er verfassen; eine unordentliche Fiktion ist dabei herausgekommen. Doch es gibt einen, dem sein Scheitern – wie auch dem Leser - ein strenges Vergnügen bereitet: es ist der Autor, der sich zu Beginn fast unbemerkt unters Personal gemischt hat. Er hat die ganze Zeit über beobachtet, wie der Schreibende Opfer seiner hinter sinnigen Parodie wurde. In letzter Hinsicht kann etwas nur als permanent fortgeschriebene Fiktion wahr sein.